

VII 857

Der heilige Gral,

eine mythisch-ethische Dichtung.

Monumenta Germaniae Historica
Traube-Bibliothek.

Von

Wolfgang Golther.

Alles was er wollte er,
Konnt der kleine Golther
Doch dieses war die Trauer
Er wollte nur Schopenhauer
Noch ward die Trauer getragen
Er wollte auch Richard Wagner,

Stuttgart.

Druck von G. Lemppenau.

1882.

W. G. s. l. L. T.

25. Juni 1885

Der Herr ...

1841

Montpellier ...



Achim Wehl

zu eigen

zur freundlichen Erinnerung an vergangene Tage

in aufrichtiger Zuneigung und Verehrung

W. G.

Motto:

Gretchen: Das ist alles recht schön und gut;
ungefähr sagt das der Pfarrer auch
nur mit ein Bischen andern Worten.

Faust: Es sagen's aller Orten
alle Herzen unter dem himmlischen Tage,
Jedes in seiner Sprache;
Warum ich nicht in der meinen?

Goethes Faust I. Theil.

Thema:

Die Sage vom heiligen Gral im Mittelalter, ihre mythische Auslegung und ethische Bedeutung; die Idee Richard Wagners an der Gralsage nachgewiesen; die unendlich hohen Gedanken, welche der Meister der Dichtung des Parsifal zu Grunde legt, die Gedanken von der Macht des Mitleids und der Liebe sind nicht von Ihm hineingetragen, sondern entwickeln sich aus einer klaren Darlegung der Gralsage von selbst. Demzufolge ein kleiner Beitrag zur Erkentniß der vielverlästerten bayreuther Religionsanschauungen, der Religion des Meisters und seiner Jünger.

Das neueste Werk Richard Wagners, Parsifal, führt uns eine der tief-sinnigsten Dichtungen des Mittelalters, die Sage vom heiligen Gral, vor. Der Gral ist ein wundertätiges, heiliges Gefäß, dem eine besondere Bruderschaft geweihter Ritter Verehrung widmete. Von den deutschen Dichtern des Mittelalters haben Wolfram von Eschenbach in seinem „Parzival“ und Albrecht von Scharffenberg in seinem „Iiturel“ diesen Stoff behandelt; beide Dichter fallen ins dreizehnte Jahrhundert, Wolfram ins erste Viertel, Albrecht in die zweite Hälfte. Aber beide Dichter haben nicht selbständig, sondern und leider! nur in engem allzuslavischem Anschlusse an vorliegende französische Quellen gearbeitet. Auch Frankreich ist nicht das Land, dem die Gralsage ihre Entstehung verdankt. Von Frankreich werden wir weiter auf Spanien, von dort nach dem fernen Orient gewiesen.

Der Sage vom Gral, dem heiligen Gefäß, liegt ein Mythos zu Grunde, und zwar, wie wir in folgendem zu beweisen versuchen, ein allgemein arischer, indogermanischer, der sich noch recht wol bis zur Wiege der Arier, zum Wunderlande Indien zurück verfolgen läßt. Die reiche, üppige Naturentfaltung hat bei dem edlen Stamm der Arja die Mythen hervorgerufen, welche uns zunächst einfache Erscheinungen der Natur in sinnreichen Bildern darstellen. Aber zugleich sind diese Mythen vergeistigt durch den angeborenen spekulativen Sinn der Inder, durch die schon in frühester Zeit scharf sich ausprägenden philosophischen Reflexionen, aus denen später die erhabenen Religionen des Brahmanismus und Buddhismus entstanden.

Wenn im Gewitter der Regen herabströmte, da erhob sich die ganze Natur neu gestärkt und gekräftigt und auch der Mensch erhob anbetungsvoll sein Gemüt zu der Gottheit, die sich ihm eben in so majestätischer Weise im rollenden Donner geoffenbart hatte. Die Erde hatte in langer Trockenheit gedürstet, da sandte der Gott seinen Trank, welcher ihr neue Kräfte gab.

Dieser allgemeine Gewitter- oder Regenmythos verdichtete sich bald zu einer förmlichen Sage von der Herabkunft eines heiligen Trankes der Götter zu den Menschen, dem diese Verehrung schuldeten. Von dem Trank gieng später die Verehrung auf das ihn bergende Gefäß über.

Die Tranksage tritt uns nun in folgender Gestalt entgegen: Der höchste Gott, der Gott des Lichtes und des Himmels, hieß bei dem indischen

Stamme der Arjâ Varûna. Der hatte einen Trank gebraut aus Milch und aus dem Saft der Pflanze Soma, bei den Iranern Haoma genant. Von hohen, bis in die Wolken ragenden Bergesgipfeln herab brachte ihn ein schönbeschwingter Falke den Menschen. In wundertätigem Segen offenbarte sich des Trankes Macht. Dem Kranken gab er Linderung und Heilung, dem Sterbenden neues Leben, den Sânger begeisterte er zum Liede. Selbst die Götter genossen des Trankes und gewannen aus ihm neue Kraft. Den Indern schien der Trank selbst ein Gott und sie weihten ihm Verehrung, sie riefen den Soma an als Erzeuger Himmels und der Erden, der Götter, der Sonne und der hohen Gedanken. So entstand ein Trankkult. Aus dem griechischen Altertum ist keine Sage von der Herabkunft eines heiligen Trankes erhalten, es müßte sich denn bei den zu einer festen Gemeinde vereinigten Teilnehmern der eleusinischen Mysterien an die Verehrung des Dionysos-Bacchos ein Trankkult geknüpft haben. Doch lassen sich bei dem geheimnißvollen Dunkel, welches jene Mysterien umgibt, nur Vermutungen aufstellen. Wol aber bewahrt die griechische Sage im Nektar einen Unsterblichkeit verleihenden Göttertrank.

Wichtiger ist die Entwicklung, welche die Tranksage bei den nördlichen Völkern Europas genommen. Die Gâlen auf den brittischen Inseln verehrten den Kessel der Ceridwen. Hier ist also bereits die Verehrung vom Trank auf das Gefäß übertragen. Erinnerungen an die uralte Tranksage sind noch in den vielen Zaubertränken unserer Märchen und Sagen enthalten. Selbst im Herenkessel glimt noch ein Fünkchen altheidnischer Göttertrankverehrung.

Ein bedeutsames Moment tritt zu der Sage bei den skandinavisch-germanischen Völkern. Die jüngere Edda, neben der etwas früher abgefaßten, älteren Edda fast die einzige Quelle für die nordische Mythologie — erzählt:

Die Götter hatten einen Mann geschaffen, mit Namen Kwafir. Der war überaus klug. Einst kam er zu zwei Zwergen, welche ihm sein hohes Wissen neideten. Darum tödteten sie ihn, faßten sein Blut in Gefäße und brauten einen herrlichen Meth daraus, der jedem, der sein genoß, die höchste Dichterkraft und Unsterblichkeit verlieh. Den Kessel, welcher den Trank barg, nannten sie Odhroerir, d. h. Sinn-Rührer, Erzeuger hoher Gedanken, dieselbe Bezeichnung, die wir schon beim Soma fanden. Nach vielerlei Schicksalen kam der Meth in Odhins Besitz. „Den Meth aber gab Odhin den Göttern und den Menschen, welche dichten können. Darum nennen wir die Dichtung Odhins Fund, Odhins Gabe und Göttertrank.“ Also erzählt der Skalde der Edda.

Ward die Weihe des Trankes bei den früher behandelten Völkern nur durch göttlichen Machtspruch vollzogen, so mußte sich bei der nordischen Sagen-

version ein göttliches oder jedenfalls Gott entsprossenes Wesen opfern, sich durch sein Blut an andere mitteilen. Halten wir diesen Zug fest! Die Gralsage wird uns eine dritte Entwicklungsphase der Tranksage ergeben. Odhroerir hält gerade die Mitte zwischen Soma und Gral.

Die Gralsage erzählen französische Quellen des elften und zwölften Jahrhunderts. Ihr Schauplatz ist in das südliche Frankreich oder nördliche Spanien zu verlegen, wahrscheinlich in die Pyrenäen. Das Wort Gräl, von dem altfranzösischen grazal, grazau, grau abgeleitet, bedeutet Schüssel, Gefäß. Vom Gral wird erzählt:

Als einst Lucifer, der Himmelsfürst, von Gottes Zorn in die unterste Hölle hinabgeschleudert, dort aus einem glänzenden Engel zum Teufel wurde, da brach aus seiner Krone ein Jaspis von wundertätiger Kraft. Von ihm sagt Wolfram von Eschenbach:

„Von seiner Kraft der Phönix
Verbrent, daß er zu Asche wird
und dann der Glut verjüngt entschwirrt.
Der Phönix schüttelt sein Gefieder
und gewint so lichten Schimmer wieder,
daß er schöner wird als je.
Wär einem Menschen noch so weh,
doch stirb er nicht denselben Tag,
da er den Stein erschauen mag,
und auch die nächste Woche nicht.
Auch entstellt sich nicht sein Angesicht.
Die Farbe bleibt ihm klar und rein,
wenn er täglich schaut den Stein;
solche Kraft giebt ihm der Stein,
daß ihm Fleisch und Gebein
wieder jung wird gleich zur Hand,
dieser Stein ist Gral genant.“

Mit Christi Geburt kam der Stein, den seither eine Engelschaar schwebend gehalten, zur Erde nieder. Eine köstliche Schale ward daraus geschnitten. In der Nacht, da er verraten ward, gebrauchte unser Herr Jesus Christus diese Schale beim letzten Mahle, das er mit seinen Jüngern nahm. Als der Erlöser den Kreuzestod erlitten, da faßte Joseph von Arimathia das Blut, das aus seiner Seite floß, in eben jene Schale. Auch den Speer, mit dem der Landsknecht Longinus diese Wunde schlug, nahm er mit sich. Joseph ward in Jerusalem in den Kerker geworfen und dort dem Hungertode preisgegeben. Doch der Anblick der Reliquien fristete sein Leben.

Als Jerusalem vom Kaiser Titus zerstört worden war, da lösten sich auch die Bande des heiligen Mannes. Lange durchzog er mit den Heiligtümern die Lande, das Evangelium verkündigend. Endlich kam er zu einem König

Titurison; der hatte einen frommen Sohn, Titurel, der sich statt eiteln Welt-
ruhms ein gottgeweiht Leben erwählte. Ihn bestellte Joseph zu seinem
Nachfolger, und so ward Titurel der erste Hüter des Grales.

Eine Variation der Sage berichtet Albrecht von Scharffenberg: Nach
Christi Tod wird die Schale wiederum von Engeln entführt und zwar zum
Berge Montsalvat (mons salvatoris, Berg des Erlösers, oder mont sal-
vatge, sauvage, wilder Berg). Durch Traumgesichte wird Titurel zum
Amt berufen. Richard Wagner schildert dies in wunderhehrer Weise
in seinem „Parsifal“:

„Titurel, dem frommen Held,
da wilder Feinde List und Macht
des reinen Glaubens Reich bedrohten,
ihm neigten sich in heilig ernster Nacht
dereinst des Heilands selige Boten.
Daraus er trank beim letzten Liebesmahle,
das Weihgefäß, die heilig edle Schale,
darein am Kreuz sein göttlich Blut auch floß,
zugleich den Lanzenspeer, der dies vergoß,
der Zeugengüter höchstes Wundergut,
das gaben sie in unfres Königs Hut.
Dem Heiltum haute er das Heiligtum.“

Eine Beschreibung dieses Heiligtums gibt Albrecht von Scharffenberg
in seinem „Titurel“. Titurel ist zum Berg Montsalvat gelangt. Der
Berg ist ein großer Fels, dessen Spitze in einen Dnix endet. Von Kraut
und Gras befreit erschimmert sie heller denn der lichte Mond. Darin ist
von unsichtbarer Hand der Grundriß eingezeichnet, nach dem der Tempel
erbaut wird. Derselbe bildet eine große Rotunde, nach Osten, Westen,
Norden und Süden sind Eingänge. Zweiundsiebzig Chöre bilden die
Peripherie, je zwei Chöre tragen einen Thurm, auf jedem derselben steht
ein Kreuz von Krystall, darauf sitzt ein Adler aus klarem Golde. Sechs-
unddreißig solcher Thürme umgeben also kranzartig den Tempel. Von Ost
nach West und von Nord nach Süd führen Kreuzgänge; in ihrem Schnitt-
punkt, also in der Mitte des ganzen Baues, ist das Allerheiligste des
Grales, ein auf Stufen erhöhter Altar. Dort wird das Gralgefäß im
Sakramenthäuschen, welches das Modell des ganzen Tempels darstellt, auf-
bewahrt. Darüber steigt zu schwindelnder Höhe ein durchbrochener gothischer
Thurm auf, der in einen glänzenden Karfunkel endet. In jedem der zwei-
undsiebzig Chöre steht ein Altar aus Saphir, mit einer Decke aus grünem
Sammet. Die Decke des Tempels bildet ein säulengetragenes Spitzbogen-
gewölbe von blauem Edelstein, in der Mitte, über dem Gral ist das Lamm
mit der Kreuzesfahne aus Karfunkel; darunter kreisen Sonne, Mond und

Sterne. Das Westportal wird von einer Wunderorgel gekrönt, einen goldenen Baum darstellend, darin Vögel köstlich musiciren. Die Chorstühle sind mit reichem Schnitzwerk versehen. Der Estrich besteht aus hellem, durchsichtigem Krystall, darein Fische und allerlei Meerwunder abgebildet sind, so daß man auf Wasser oder Eis zu gehen wähnt.

Wer den Tempel betritt, dem wird ein wunderbarer Anblick! Kaum dringt ein Strahl des Tageslichts ein, aber tausendfacher Glanz strahlt von den Wänden, die mit Gold und Edelstein reich verziert sind. Dazwischen hinein tönt in zauberischen Harmonien der Klang der wunderbaren Orgel. Man wähnt sich im himmlischen Jerusalem.

Ein Bischof vollzog die Weihe des Baues, der dreißig Jahre in Anspruch genommen.

Um den Gral und seinem ersten König Titurel sammelt sich nun die Blüte der Ritterschaft. Aber nur dem dazu Berufenen ist es vergönt, nach Montsalvat zu gelangen. Um jeden Profanen fernzuhalten, ist Montsalvat auf dreißig Stunden im Umkreis von dichtem Wald umgeben, undurchdringlich für jeden, dem nicht Gottes Hilfe die Bahn lichtet. Die erste Eigenschaft, die zum Gralsdienst berechtigt, ist Reinheit. So sagt der alte Gurnemanz in Richard Wagners Parsifal zu den Knappen:

„Die seinem Dienst ihr zugewendet
auf Pfaden, die kein Sünder findet,
ihr wißt, daß nur dem Reinen
vergönt ist, sich zu einen
den Brüdern, die zu höchsten Rettungswerken
des Grales heilige Wunderkräfte stärken.“

Wen der Gral in seinem Dienst haben will, den beruft er selbst dazu. So sagt Wolfram:

„Doch die zum Grale sind benant,
hört, wie ihr Name wird bekant:
An dem Grale rings herum
erscheint ein Epitaphium,
das sie und ihr Geschlecht benent,
denen Gott die selige Fahrt vergönt;
wol der Mutter, die das Kind geboren,
das zum Dienst des Grales ward erkoren.
Man holt sie her aus manchen Landen,
sie sind vor sündlichen Schanden
immerdar behütet,
und im Himmel wirds vergütet.“

Die Auserwählten verrichten zuerst ihr Amt am Gral als dienende Knappen. Dann treten sie in die Gemeinschaft der Gralsritter ein. Das

Amt dieser Ritter, der sogenannten Templeisen, besteht in Wartung und Pflege des Grales. Um jeden Unberufenen fernzuhalten von Montsalvats heiliger Umgebung müssen sie den Wald durchstreifen. Gott zu dienen in Wort und Werken, das ist ihre erste Pflicht. Weltlicher Minne müssen sie entsagen, nur dem König und dem Ritter, welchem der Gral die ausdrückliche Erlaubniß gibt, ist es gestattet, ein Weib zu freien. Alles Bösen Bekämpfung, alles Guten Beschützung und Vollbringung, das ist ein Grals-Gebot. Kampf gegen die Feinde des Glaubens, schon an und für sich Ritterpflicht, ist natürlich dem Gralsritter in erhöhtem Maße geboten. Selbst in ferne Lande erstreckt sich des Grales wundertätige Schützermacht. Oft erscheint am Gral eine Inschrift, welche den Ritter nennt, der zur Vollbringung einer That auserkoren ist. So wird Lohengrin, der Ritter mit dem Schwan, ausgesandt, um die unschuldig angeklagte Elsa von Brabant vom Verdacht zu reinigen. Aber ein heiliges Geheimniß umgibt den Gral, das sich jedem profanen Späherauge entzieht. Als Elsa doch die verbotene Frage tut, da enthüllt ihr zwar Lohengrin den hohen Adel seiner Art, aber er muß scheiden. In schöner Weise schildert Richard Wagner den Abschied:

„Wer nun dem Gral zu dienen ist erkoren,
den rüstet er mit überirdischer Macht,
an dem ist jedes Bösen Trug verloren,
wenn ihn er ersieht, weicht dem des Todes Nacht.
Selbst wer von ihm in ferne Land' entsendet,
zum Streiter für der Tugend Recht ernant,
dem wird nicht seine heil'ge Kraft entwendet,
bleibt als sein Ritter dort er unerkannt.
So hehrer Art doch ist des Grales Segen,
enthüllt muß er des Laien Auge fliehn,
des Ritters drum sollt Zweifel ihr nicht hegen,
erkent ihr ihn — dann muß er von euch ziehn.“

Jedes Jahr am Karfreitag wird dem Gral neue Weihe erteilt. So sagt Wolfram:

„Eine Taube sich vom Himmel schwingt,
die dem Gral herniederbringt
eine Oblate weiß und klein,
die Gabe legt sie auf den Stein,
dann hebt mit glänzendem Gefieder
die Taube sich zum Himmel wieder!“

So ist das Amt und die Taten der Templeisen. Schon der Name „Templeisen“ und die ganze Art und Weise, wie die Gralsritterschaft unter sich vereinigt ist, läßt die Vermutung aufkommen, daß die Ritterorden,

speziell der Tempelerorden, von Einfluß auf die Konstituierung der Grals-
 gemeinde gewesen sind. Festen Grund gewinnt die Vermutung, wenn wir
 folgende gemeinsame Züge in Betracht ziehen. Die Tempeler besaßen An-
 hang und reiche Güter in den Pyrenäen, dem Sitze des Grales. Die
 Gewandung der Tempeler bestand in einem weißen Mantel mit einem roten
 Kreuz, die Tempelweiber trugen ebenfalls diese Mäntel, darauf eine schwebende
 Taube, das Sinnbild des heiligen Geistes, der sich in hehrer Weise über
 Montsalvat ausgoß. Tempeler und Tempelweiber gebrauchten beim Abendmahl
 die Anfangsworte des Johannes-Evangeliums. Ferner ward den Temp-
 lern der Vorwurf gemacht, in ihrem Geheimdienst ein Menschenhaupt an-
 gebetet zu haben, ein Zug, welcher in auffallender Weise mit einer Variation
 der Gralsage, wie sie englische Quellen, das rote Buch von Hergest und
 das Mabinogion, berichten, übereinstimmt, nach welcher an Stelle des Ge-
 fäßes eine Schüssel mit einem blutigen Menschenhaupt, zweifelsohne dem
 Johannes' des Täufers, tritt.

Hier mag noch eine dritte Version der Gralsage ihre Stelle finden,
 nach welcher der Gral ein heiliger Stein ist. Dies geht wahrscheinlich auf
 maurische Anschauungen von heiligen Steinen, vermutlich auf den Stein
 der Kaaba zu Mekka, zurück. Maurische Einflüsse lassen sich durch Mont-
 salvats Lage in Spanien leicht begreifen. Weit aus die Mehrzahl der
 Quellen faßt jedoch unter dem Gral das heilige Gefäß.

In der Gralsage ist der Tranksage durch Hinzutritt der christlichen
 Idee die allerhöchste Vollendung geworden. Die Verehrung ist vom Trank
 völlig auf das Gefäß übergegangen. Nicht mehr der sinnliche Genuß des
 Trankes ist es, welcher den Menschen in bacchantische Verückung und Be-
 geisterung versetzt, sondern der Gedanke an das unschuldig vergossene Blut
 des Erlösers, das jenes heilige Weihgefäß in sich birgt, ist es, welcher den
 Menschen im Innersten hebt, läutert, entschüht und entschüdigt. Aber auch
 der wirkliche Genuß ist noch nicht verschwunden, nur mehr in symbolisirender
 Weise ist er noch vorhanden. Täglich versammelt sich die Ritterschaft, um
 gemeinsam vom Gral gespeist zu werden. Dies gemeinschaftliche Mahl ist
 nichts anderes, als eine fortwährende, täglich wiederholte Gedächtnißfeier
 des heiligen Abendmahles.

Nehmet hin meinen Leib, nehmet hin mein Blut
 um unsrer Liebe willen;
 Nehmet hin mein Blut, nehmet hin meinen Leib,
 auf daß ihr mein gedenkt.

Diese Worte, diesen Gedanken stellt Richard Wagner als Grundmotiv
 der ganzen Gralsage vor, als Inbegriff alles Weihvollen und
 Heiligen, das sich im Gral vereint.

Die weiteren Schicksale des Grales verlaufen in folgender Weise:

Lange hatte sich die Ritterschaft unter Titurel eines dauernden Friedens erfreut. In hohen Alters Mühen ließ Titurel seinem Sohne Frimutel die Herrschaft. Der war ganz anders denn sein Vater. Nicht reine Liebe, so wie es dem Hüter des höchsten Heiltumes ziemte, sondern eitel weltlicher Minnedienst erfüllte sein Herz. Zur Strafe dafür traf ihn der Speer eines Sarazenen, als er im Morgenlande gegen die Ungläubigen stritt, und er erlag der Wunde. Eine Inschrift am Gral bestimmte seinen Sohn Amfortas zu seinem Nachfolger. Dessen Sinn war wie der seines Vaters.

„Amour, das war sein Feldgeschrei;
Der Feldruf ist zur Demut
eben auch nicht allzugut.“

Bei einem Liebesabenteuer traf ihn der Pfeil eines Heiden. Die Wunde wollte sich nimmer schließen. In düstrem Trauerzug geleiteten die Ritter ihren wunden König nach Montsalvat; am Gral erschien eine Inschrift, daß des Amfortas Qual nur dann ende, wenn er nach seinem Schicksal gefragt würde, aber diese Frage mußte aus eigenem Antrieb, ohne Geheiß, getan werden. In wildem Schmerz ersehnte der sieche König seinen Erlöser.

In stiller Waldeinsamkeit erzog die verwittwete Königin Herzeleide ihren Sohn; ihr Gatte, König Gamuret, war im Kampfe gefallen. Um den Sohn vor gleichem Schicksal zu wahren, erzog ihn Herzeleide in der Einsamkeit. In wunderbar gemütbollen Worten schildert Richard Wagner diese Erziehung:

„Gebettet sanft auf weichen Moosen
den hold geschláfert sie mit Rosen,
dem, bang in Sorgen
den Schlaf bewacht der Mutter-Sehnen
ihn weckt am Morgen
der heiße Thau der Mutter-Thränen!
Nur Weinen war sie, Schmerz-Gebahren,
um deines Vaters Lieb und Tod
vor gleicher Noth dich zu bewahren,
galt ihr als höchster Pflicht Gebot.
Den Waffen fern, der Männer Kampf und Wüthen
wollte sie still dich bergen und behüten.
Nur Sorgen war sie, ach! und Bangen,
nie sollte Kunde zu dir hergelangen.
Hörst du nicht noch ihrer Klagen Ruf,
wann fern und spät du gewieilt.
Hei! Was ihr das Lust und Lachen schuf,
wann suchend sie dann dich ereilt!“

Einst ziehen glänzende Ritter am Waldsaume vorbei. Ihnen will der Knabe gleichen und läuft so der Mutter davon.

„Ihr Wehe doch du nicht vernahmst,
nicht ihrer Schmerzen Toben,
als endlich du nicht wiederkamst
und deine Spur verstoben.
Sie harrte Nacht und Tage,
bis ihr verstumt die Klage,
der Gram ihr zehrte den Schmerz,
um stillen Tod sie warb,
ihr brach das Leid das Herz, — —
und — Herzeleide — starb. —“

Da zog denn der Knabe hinaus in wildem Thorenübermut, aber reinen Herzens, Parsifal, der reine Thor [die Deutung des Namens aus den arabischen Worten parseh — rein und fal — thöricht, ist allen andern vorzuziehen. Erstens einmal wird dem Wort keine Gewalt angetan, und zweitens stimmt die Bedeutung von parsifal völlig mit seiner ganzen Stellung in der Sage. Alle übrigen Erklärungsversuche sind theils sprachliche Unmöglichkeiten, theils beziehen sie sich auf nur sehr äußerliche Züge an Parsifal].

Dem kindlich reinen Gemüth bleibt Montsalvat nicht verschlossen. Er erreicht die Burg, da staunt er nur über die Pracht und den Jammer, der ihm in Montsalvat entgegentritt. Ohne zu fragen, zieht er weiter. Seine Thorheit hat ihm den Fluch zugezogen zu irren ohne Rast und Ruh. Von einem Abenteuer stürzt er sich ins andere, in seiner Thorheit selbst mit Gott hadernd. Am heiligsten Karfreitag kommt er zu einem frommen Einsiedel. Noch ruft er im kindischen Troke aus:

„Ist heute Gottes Hilfetag,
so helf er, wenn er helfen mag!“

Das milde, ehrfurchtgebietende Wesen des Einsiedels verfehlt nicht, tiefen Eindruck auf den Knaben zu machen. Von dem Klausner erfährt er des Amfortas Geschick. Da schwindet seine Thorheit, indem er erkent, wie thöricht er in Montsalvat gewesen. Aber ein zweites Gefühl steigt siegmächtig in seinem Innern empor, das des heiligsten, tiefsten Mitleids mit dem unseligen König. Der Thor ist durch Mitleid wissend geworden, durch Mitleid, jener hochheiligen, hehren Macht, die einst den Erlöser zur Sühne der Menschenschuld zum höchsten Liebesopfer trieb. Jetzt ist sein einzig Streben, den Gral zu erreichen und die Erlösung zu vollbringen. Aber neue Hindernisse stellen sich ihm entgegen. Die Versuchung, vor der ihn zuvor seine Thorheit schützte, muß nun durch freie, sittliche Selbstüberwindung bezwungen werden. Und er wahrt seine Rein-

heit. Als reiner Wissender kommt er nach vielen Leiden wieder nach Montsalvat; in brünstigem Beten wirft er sich vor dem Grale nieder, in seliger Verklärung leuchten des kranken Amfortas Mienen auf und wie auf Engelsfüßen schwebt die Kunde der Erlösung durch die Macht des heiligen Mitleids und der reinen Liebe über die andächtig knieende Ritterschaft hin, am Gral aber erscheint in leuchtenden Zügen die Inschrift:

„Parsifal ist zum König am Gral erkoren!“

Eine glanzvolle Zeit bricht nun für die Gralsritter an. Aber auch der scharfe Gegensatz zwischen ihrem reinen Wandel und der sündigen Außenwelt bleibt ihnen nicht verborgen. Da richten sich des Königs Blicke nach dem fernen Osten.

Von dort gehen wundersame Sagen. Weit in Asien, dem Paradies zunächst, liegt das Reich des Priesterkönigs Johannes, ein Reich, wo es keinen Staat und keine Kirche gibt, sondern wo beide in idealster, edelster Form eines und dasselbe, die göttliche Statthalterschaft in höchster Vollkommenheit bilden. Dort lebt sich wie im Himmel. Alle Menschen sind dort gut, alle Thiere friedsam und fromm. Wunderbare Pracht herrscht dort, gegen die selbst Montsalvat verschwindet.

Nach diesem Reich des Friedens und der Seligkeit zieht Parsifal, der letzte König am Gral, mit den Rittern, welche treu den Geboten des Grales und des Glaubens ausgeharrt. Gottes Hilfe entführt den Gral und seinen Tempel ebenfalls dorthin und was hier noch durch Sünde getrübt, löst sich dort in weihvollster Erkenntniß des Reinen, Göttlichen auf.

So war denn der Gral, einst aus fernem Osten ins Abendland gekommen, nachdem er sich in hohen Wundertaten geoffenbart, wiederum in ferne, unnahbare Weite geflohen, gleichsam ein Symbol des Göttlichen, zu rein, um auf Erden eine bleibende Stätte zu finden, zu erhaben, um nicht die hellsten Spuren zu hinterlassen, die Sehnsucht nach dem verschwundenen Heiltum, die Hoffnung einer bessern Welt.